

Vivian Fischer

*Geboren 1990 –
Gedanken eines „Wendekindes“*

„Geboren ward ich in die große Wende.“ Theodor Kramer bringt für mich die Stimmung auf den Punkt, auch wenn es sich in meinem Fall um eine ganz andere Wende, als sie Kramer beschreibt, handelt.

Ich kam im Juni 1990 südlich von Leipzig zur Welt. Sieben Monate zuvor fiel die Deutsch-Deutsche Grenze. Meine Eltern erzählen mir noch heute davon, wie sie an den wöchentlichen Montagsdemonstrationen teilnahmen, um für Reisefreiheit und grundlegende Menschenrechte zu kämpfen. Für sie bedeutet der 9. November 1989, der Tag des Mauerfalls, das Ende der Parteidiktatur und der Beginn der Freiheit. Doch was bedeutet er für mich? *Ich*, die im Osten geboren. *Ich*, die nie ein Pionierhalstuch getragen. *Ich*, heute so alt wie das geeinte Deutschland selbst.

Für mich gab es nie Schranken. Gemeinsam mit meinen Eltern erkundete ich in den Herbstferien die Wüste Tunesiens auf dem Rücken eines Kamels und fuhr im nächsten Jahr die Küste Mallorcas auf einem Roller entlang. Ob es beschränkte Ausreisestimmungen gab, wurde nie in Frage gestellt. Zumindest nicht von mir. Für meine Eltern waren die Urlaube im Ausland dagegen eine vollkommen neue Erfahrung. Ebenso neu war für sie, dass ich in der Schule ganz selbstverständlich das Französische dem Russischen vorzog. Konnte ich den kyrillischen Buchstaben doch schon seit dem ersten Kontakt mit Russlanddeutschen in der Grundschule nichts abgewinnen. Fasziniert verfolgten sie also, wie ich mich zunächst für das Französische und später für Frankreich begeisterte. Wie ich an einem Schüleraustausch in Grenoble teilnahm und die Worte meiner Austauschpartnerin im Nu für sie übersetzte. Wie ich mit Tränen in den Augen

zu meinem Auslandssemester nach Montpellier aufbrach und schlussendlich freudestrahlend nach meiner Abschlussprüfung im Französischstudium vor ihnen, denen Frankreich und seine Sprache bis heute vollkommen fremd sind, stand.

Spreche ich im Bekannten- und Verwandtenkreis von Frankreichs Geschichte, Kultur und Sprache, so blicke ich heute immer noch in fragende Gesichter. Außer dass Napoléon 1813 bei Leipzig geschlagen wurde – das Völkerschlachtdenkmal zeugt als steingewordene Erinnerung davon –, scheint es wenig zu geben, was Menschen in meiner Umgebung beim Stichwort Frankreich auf Anhieb einfällt. Und das liegt ganz sicher nicht nur an der räumlichen Distanz, denn diese war in früheren Jahrhunderten alles andere als ein Hindernis für die französische Präsenz in der Kulturlandschaft Sachsens. Das „Deutschlandjahr“ in Russland 2012/13 stößt hier zur Zeit, im Herbst 2012, auf informiertere Ohren als beispielsweise das anstehende 50. Jubiläum des Élysée-Vertrags. Das gilt erst recht für die 200-Jahrfeier der Völkerschlacht, deren Vorbereitungen in Leipzig und Dresden in vollem Gange sind.

1990 ist nicht nur mein Geburtsjahr, es ist das Jahr des Neuanfangs. So wie meine Familie die Westverwandtschaft mit Öffnung der Mauer kennenlernte, brachten auch Ost- und Westdeutschland ihre jeweiligen Freunde mit. Die Freundschaft zwischen den alten Bundesländern und Frankreich wird bekanntlich schon seit den fünfziger Jahren gepflegt. Aber was die neuen Bundesländer betrifft, handelt es sich hier nicht eher um eine immer noch oberflächliche Bekanntschaft?

Ich bin verwundert, wenn mir erzählt wird, dass Frankreich in der DDR unter den Staaten des „nichtsozialistischen Wirtschaftssystems“ (NSW) aus ideologischen (Französische Revolution!) und politischen (USA-kritische Haltung de Gaulles!) Gründen einen Bonus hatte – es war gar die Rede von einer „sympathischen Koexistenz“ –, denn ich habe davon wenig Nachhaltiges wahrgenommen. Die Mauer war eben eine Mauer. Aber vielleicht zeigt sich eben diese Sympathie, wenn nun, im Januar 2013, in ganz Deutschland des 50. Jahrestags der Unterzeichnung des Élysée-Vertrags gedacht werden wird, indem ein

Stück weit weniger verdrängt wird, dass der Osten Deutschlands erst im Jahr meiner Geburt, 1990, in den „Geltungsbereich“ dieses Vertrags eingetreten ist. Gewiss wurde viel, manchmal auch zu viel, in den letzten zwanzig Jahren vom „Westen“ einfach übernommen. Die besondere freundschaftliche Beziehung zu Frankreich, die in Westdeutschland als Teil einer europäischen Versöhnungs- und Nachbarschaftspolitik aufgebaut werden konnte, gehört aber in jedem Falle zu den wertvollsten Teilen der Mitgift, die in die gesamtdeutsche Lebensgemeinschaft eingebracht wurde. Aber dieser Teil der Mitgift darf nicht zum rituell – von Jubiläum zu Jubiläum – bestaunten Relikt der Aussteuer werden.

Unsere Beziehung zu Frankreich verdient es, in den Tiefen unserer Gesellschaft stets neu verankert zu werden, wenngleich sie nicht sogar als Selbstverständlichkeit gelten sollte. Voraussetzung dafür ist jedoch, dass sie gepflegt, gefördert und gelebt wird, ohne zum Ritual zu gerinnen. Das erfordert oft Mühsal im Großen, gibt aber Freude im Kleinen. Beides ist in die Feder der zu meiner Generation gehörenden jungen Autorinnen und Autoren der vorliegenden Essay-Sammlung – es waren meine Kommilitonen – eingeflossen. Sie unterziehen sich den Mühen eines Französischstudiums, sind aber offen für die Freuden, die damit verbunden sind. Dabei werden kaum noch Unterschiede zwischen Studierenden aus dem „Westen“ und aus dem „Osten“ deutlich. Stattdessen zeigt sich eine neue Gemeinsamkeit: das Glück, mit Überschwang in ein offenes Gefüge, in eine grenzenlose Welt, von der Frankreich ein wunderbarer Teil ist, hineingewachsen zu sein. Dass dieses Land auch ein Teil unseres, meines Lebens werden konnte, dass wir „mein Frankreich“ sagen können, erscheint mir immer wieder von neuem wie ein großes Geschenk.

Die Probleme, die meine Großeltern, welche den Krieg miterlebten, oder Eltern, die in der DDR aufwuchsen, nach der Wende hatten, sind für mich und meine Kommilitonen vielleicht nicht mehr relevant. So unterschiedlich die jeweiligen Generationen auch zudem sein mögen, wir haben doch eines gemeinsam. Wir alle stellen das Ende einer alten und den Beginn einer

neuen Zeit dar, deren Chancen es für uns und die uns folgenden auszuschöpfen gilt. Um es mit einer erneuten Anleihe an Theodor Kramer auszudrücken: „Ich bin ein Anfang und ein Ende.“

Dresden, im September 2012



Theodor Kramer (1897–1958)

*Geboren ward ich in die große Wende,
ich war ein Anfang und ich bin ein Ende;
die Mühsal ist mit allen mir gemein,
den Überschwang empfind ich nur allein.*

*Ich hab studiert, verworfen und erwogen,
gefehlt in vielem, aber nie gelogen;
seh ich die Welt, so hebt mir eins das Kinn:
daß ich so sein muß, wie ich eben bin.*

*Zu schreiben gilt's, zu feilen und zu sichten;
und mag daran man mäkeln und mich richten,
mich kann nur kümmern, ob es sitzt und stimmt,
und nicht, was wer für sich in Anspruch nimmt.*

6. Juli 1947